

heit oder Spaltung der Lateinischen Kirche entscheidenden Dekaden von 1530 bis 1570, die MacCulloch in die sich teilweise überschneidenden Perioden 1530 bis 1560 – unter der Überschrift „Die vertagte Wiedervereinigung“ (291–361) – und 1547 bis 1570 – unter „Die verworfene Wiedervereinigung“ (362–417) – beschreibt. Bedauerlicherweise erscheint die Darstellung der katholischen Reform und ihrer Protagonisten im Vergleich zu der der Helden der Reformation eher unterkühlt; sie ist mit Ressentiments versetzt und steht unter dem Verdikt einer Art Restauration.

Konfessionalisierung und damit verbunden die Teilung des Kontinents in einen protestantischen Norden und einen katholischen Süden bestimmen den zweiten Teil „Die Teilung Europas 1570–1619“ (419–710), um dann Mitteleuropa als Kampfplatz von Politik und Religion in der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges enden zu lassen. Eine abschließende Coda (655–710) skizziert das Britische Erbe und weitet den Blick auf die protestantischen Aufbrüche Nordamerikas.

Beeindruckend ist der letzte, vor allem sozialgeschichtliche Teil „Lebensmuster“ (711–905), worin MacCulloch den Lebensalltag einfacher Menschen untersucht und die Entwicklung zu mehr persönlicher Freiheit und Autonomie herausarbeitet, die sich zwischen 1500 und 1700 vollzog: im Zeitgefühl, im Umgang mit Leben und Tod, der Disziplinierung des Alltags, in der freien Wahl der Konfession oder in Sexualität und Familie. Die Auseinandersetzungen der Reformationszeit sind für ihn eine Art Nährboden zur Herausbildung von Toleranz, Humanismus und Naturphilosophie, Skeptizismus und Aufklärung. Dabei gehört seine wohlwollende Sympathie eindeutig marginalisierten und ausgegrenzten Randgruppen: Frauen und Hexen, Homosexuellen und Juden.

Der ansonsten sehr guten und lesbaren Übersetzung hätte man die Durchsicht eines Kirchenhistorikers gewünscht. Reformierte Pfarrer werden „geweiht“ (493) statt ordiniert, und der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches firmiert durchgängig als „Heiliger Römischer Kaiser“ (z.B. 180). Dennoch: MacCullochs Buch ist ein gewaltiger Wurf und eine beeindruckende Studie. Durch deren Lektüre und von ihrem britischen Blick auf die Reformationgeschichte kann ein breites deutschsprachiges Publikum nun endlich auch profitieren. *Niccolo Steiner SJ*

LUTTERBACH, Hubertus: *Tot und heilig? Personenkult um „Gottesmenschen“ in Mittelalter und Gegenwart*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2008. 176 S. Gb. 29,90.

Bekannt für seine präzise Quellenforschung, legt der Professor für Christentums- und Kulturgeschichte an der Universität Essen eine detailreiche Studie mit einem imposanten Anmerkungsapparat von über 700 Einträgen vor, die leserfreundlich an das Ende des Buchs vor das Literaturverzeichnis gestellt sind. Der Ausgangspunkt sind die mittelalterlichen Totenrituale: „Entspricht die Johannes Paul II. im Tod von der versammelten Menschenmenge und den anwesenden Medienvertretern zuteil gewordene Stilisierung zum Heiligen jener Weise der ‚Kultpropaganda‘, die bereits ab dem 2. Jahrhundert betrieben wurde und das Mittelalter durchzog?“ (7) Die Frage wird zweifach ausgeweitet: Untersucht wird, ob auch anderen Päpsten des 19. und 20. Jahrhunderts in einer Art kollektivem Schock- und Ergriffenheitszustand von der trauernden Menschenmenge ein „Santo subito“ zugerufen wurde. Außerdem wird an anderen Persönlichkeiten nach Indizien einer „Quasikanonisa-

tion“ gefragt: Mahatma Gandhi, Martin Luther King und Lady Diana – die zusammen mit dem letzten Papst auf dem Titelblatt zu finden ist, das damit einen Effekt erzielt, der (gewollt oder ungewollt?) den Papst dem Mittelalter und die ehemalige Prinzessin der Gegenwart zuordnet.

Der Essay präsentiert sich in vier Teilen. Im ersten Teil – dafür müssen vier Seiten genügen – wird der Ausdruck „Gottesmensch“ historisch erschlossen: heidnisch-antike Heroen, jüdisch-christliche Gottesmenschen mit Jesus von Nazaret als Prototyp, christliche Gottesmenschen (11–14). Im zweiten Teil (15–77) geht Lutterbach vor dem Hintergrund interessanter Beobachtungen zur Vergötterung von Sport-Idolen und deren „High-Tech-Reliquien“ der Frage nach, wie Johannes Paul II. als „Gottesmensch“ proklamiert werden konnte, indem er das Presseecho auf den verstorbenen Papst und weitere Nachrufe auswertet, die mit Attributen aufwarteten wie: der Prophezeite, der Beter und Mystiker, der Segensspender, der Märtyrer, der Vergebungsbereite, der Grenzüberschreiter, der Menschenrechtler, der Wundertäter, der Anwalt der Bedrängten, der Vater, der Jesus-Gleiche, der Leidende und Sterbende, der Tote, der tote Lebende. Von diesen Stilisierungen her, die oft mit „Kontaktmagie“ (58) verbunden sind, weist der Autor im Kult um Johannes Paul II. auf Parallelen zur mittelalterlichen Religiosität im Sinn des kulturellen Gedächtnisses hin. Als Gegenprobe zur umfangreichen deutschen Presselandschaft wird kurz die italienische gestreift (72–77), wo selbst eine kommunistische Zeitung „irrationale, ja göttliche Verehrung“ (76) konstatieren mußte.

Der dritte Abschnitt besteht in einem papstgeschichtlichen Vergleich (78–101) mit Johannes XXIII. († 1963), Pius IX. († 1878) und Leo XIII. († 1903). Er bestätigt die Einzigartigkeit des „Santo subito“ bei

Johannes Paul II. – obwohl Pius IX. mit 32 Jahren den längsten Pontifikat überhaupt und Leo XIII. immerhin 25 Amtsjahre vorzuweisen hatte. Daß „Pio nono“ und der populäre Johannespapst inzwischen seliggesprochen wurden, fällt diesbezüglich nicht weiter ins Gewicht. Allerdings kristallisieren sich durch den Vergleich drei Kriterien für eine von den Trauernden wie den Medien vorgenommene „vollzogene Proklamation des soeben Verstorbenen zum Gottesmenschen“ (103) heraus: ein langes öffentliches Wirken, die Berührung mit dem Martyrium und eine Religionen und Nationen übersteigende Wertschätzung.

Von daher wird im vierten Teil das „Santo subito“ mit der populären Heiligsprechung verstorbener Stars und Idole verglichen (104–124), wobei Mahatma Gandhi als „Unsterblicher“, Martin Luther King als „Prophet Amerikas“ und Lady Diana als „Königin der Herzen“ firmieren – letztere in auffälliger ikonographischer Gegenüberstellung zum „Papst der Herzen“ (vgl. 56). Der Abschnitt „Von Ghetto-Heiligen zu Universal-Idolen“ (113–116) liefert dafür interessante historische Hintergründe. Unvermeidlich wird dann noch der in die Sprachgeschichte eingegangene Slogan „Wir sind Papst“ (117–120) thematisiert.

Am Ende der Untersuchung wird in fünf Punkten das Ergebnis zusammengefaßt, wobei nicht mehr überraschen kann, daß die postume Sicht der Öffentlichkeit auf Johannes Paul II. dem (stilisierten) Idealbild des mittelalterlichen Heiligen bzw. konstruierten Gottesmenschen entspricht und bisher einzigartig in der Papstgeschichte ist. Der Autor mahnt angesichts einer zunehmenden Vermarktung von Prominenten und deren Tod mehr „Zurückhaltung“ an und fragt, „ob sich die im Tode eines Menschen – unter Rückgriff auf mittelalterliche Religionsformen – vollzogene Proklama-

tion zum Gottesmenschen tatsächlich als dauerhaft tragfähig erweist“ (124).

Aus katholischer Sicht wird man nach der Lektüre dankbar sein, daß es seit Ulrich von Augsburg († 973) in der Kirche ein verbindliches, im Lauf der Zeit verfeinertes Kanonisationsverfahren gibt. Die zunehmende Rationalisierung der Lebenswelten bewirkt allerdings das (irrationale) Bedürfnis nach stilisierten Helden und Heroen: „Je stärker

sich der Alltag säkularisiert“, so Matthias Drobinski, „desto wichtiger werden religiöse Riten, wenn dieser Alltag wankt, wenn das Unerhörte nach Formen der Bewältigung sucht“ (71). Der Frage, wie dem theologisch und nicht nur pastoral-strategisch zu begegnen ist, versagt sich die Studie freilich, die mehr auflistet und feststellt als bewertet und hinterfragt.

Andreas R. Batlogg SJ

ZU DIESEM HEFT

Mahatma Gandhis antikolonialistische Programmschrift „Hind Swaraj“ spielte im Unabhängigkeitskampf Indiens eine wichtige Rolle. 100 Jahre nach ihrem Erscheinen befragt HEINZ WERNER WESSLER, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Orient- und Asienwissenschaften (Abteilung Indologie) der Universität Bonn, diesen Klassiker nach seiner Aktualität.

Der jüdisch-christliche Dialog war 2009, nicht zuletzt durch das Thema Judenmission, empfindlich gestört und wiederholt verschiedenen Irritationen ausgesetzt. CHRISTIAN M. RUTISHAUSER, Leiter des Bereichs Bildung im Lassalle Haus in Bad Schönbrunn (Schweiz), zieht vor dem Hintergrund der zwölf Berliner Thesen des Internationalen Rats von Juden und Christen sowie der Heilig-Land-Reise des Papstes Bilanz.

RAINER SCHWINDT, Direktor der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars in Trier, analysiert das Libretto von Georg Friedrich Händels „Messias“. Zu Unrecht oft als Weihnachts-Oratorium bezeichnet, verortet er die Theologie des weltberühmten Werks im Spannungsfeld geistesgeschichtlicher Strömungen von Anglikanismus, Deismus und Antijudaismus.

Einen Überblick über Prosa des Jahres 2009 bietet BRIGITTE SCHWENS-HARRANT, Ressortleiterin „Literatur“ der österreichischen Wochenzeitung „Die Furche“. Bücher von Olga Tokarczuk, Tymofiy Havryliv, Ilma Rakusa, Wolf Haas, Felicitas Hoppe, Assia Djebar, Peter Henisch und Jón Kalman Stefánsson werden vorgestellt, die das Reisen als Metapher für das Leben aufgreifen.

FRIEDHELM MENNEKES, Professor für Pastoraltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt, präsentiert ausgewählte Kunstwerke auf der 53. Biennale von Venedig: Steve McQueen, Krzysztof Wodiczko, Teresa Margolles, Shaun Gladwell, Bruce Nauman sowie Silvia Bächli und Fabrice Gygi.

CORRIGENDUM: In Heft 11/2009 hat sich im Beitrag von Herbert Vorgrimler („Schicksal, Zufall, Fügung – und welcher Gott?“) ein Fehler eingeschlichen: S. 779 oben muß es statt Jacques Dupuy SJ richtig: Jean-Pierre Dupuy heißen, Professor für soziale u. politische Philosophie an der École Polytechnique de Paris und an der University von Stanford (USA). Wir bedauern den Irrtum.